

Wehe, wenn sie ihre Energie nach außen kehren

Was unterscheidet ein Imperium von einer Hegemonialmacht? Ulrich Menzel geht der Weltordnung auf den Grund und findet dort die Gründe für die Überlegenheit bestimmter Staatsformen.

Begriffe ohne Anschauung sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind – diese Formel Kants gilt in besonderem Maße für Arbeiten, die weltpolitische Konstellationen theoretisch zu durchdringen beanspruchen. Es gibt viele Theorien der internationalen Politik, die blutleer bleiben, weil sie ihre Grundthesen nicht oder nur oberflächlich am historischen Material entwickeln, und es gibt eine Fülle von Darstellungen der Weltgeschichte, die eine Ansammlung von Daten und Ereignissen bleiben, weil sie diese nicht mit Hilfe einer Theorie befragen und sortieren.

Dem Braunschweiger Politikwissenschaftler Ulrich Menzel ist beides gelungen: der Entwurf einer Hierarchie der Staatenwelt sowie die Veranschaulichung und zugleich Überprüfung dieser Theorie an einer Fülle von Beispielen, die von der Song-Dynastie in China über das Osmanische Reich an der Gelenkstelle dreier Kontinente bis zu den Vereinigten Staaten in unseren Tagen reicht. Ein solches Unterfangen hat seinen Preis, und der besteht in einem Buchumfang von weit über tausend Seiten, der manchen Neugierigen von der Lektüre abhalten dürfte. Wer sich indes durch die Fülle des Materials mit samt den Statistiken und Graphiken durchgearbeitet hat, zieht daraus einen großen Gewinn: Ungefähr 1200 Jahre Weltgeschichte werden zur Grundlage für eine Prognose zum weiteren Verlauf des einundzwanzigsten Jahrhunderts.

Ausgangspunkt von Menzels Überlegungen ist die These, dass keineswegs die von der realistischen Schule der internationalen Beziehungen angenommene Anarchie der Staatenwelt der Normalzustand ist, von dem Abweichungen zu erklären sind, sondern dass sich im Verhältnis der Staaten zueinander immer wieder Hierarchien entwickeln lassen, die nach den Typen von Imperialität und Hegemonie zu unterscheiden sind. Menzel begründet den Unterschied zwischen Imperium und Hegemonie weniger aus der Form der Herrschaft als vielmehr aus der Art, in der die Ordnungsmacht öffentliche Güter für andere Akteure bereitstellt: Als hegemonial bezeichnet er die Ordnung, in der alle an diesen öffentlichen Gütern teilhaben können und keiner von ihrem Genuss ausgeschlossen wird, während imperial bei ihm die Ordnungen heißen, in denen diese Güter einer begrenzten Anzahl von Akteuren vorbehalten sind, es sich im strengen Sinn also nicht um öffentliche, sondern um Clubgüter handelt.



Morgenröte in London: Die Statue Winston Churchills blickt zurück aufs britische Weltreich, dessen Rolle die Vereinigten Staaten übernommen haben.

Foto Reuters

Imperien sind dementsprechend immer damit beschäftigt, unerwünschte Kostgänger auszuschließen, während Hegemonialmächte zur Teilhabe an der von ihnen geschaffenen Ordnung geradezu einladen. Das heißt nicht, dass Letztere Ordnungsaltruisten wären; auch Hegemonialmächte profitieren von der Ordnung, die sie errichtet haben, aber sie tun es auf andere Weise als Imperien. Menzel entwickelt diese Unterscheidung freilich nicht in der Erwartung, bei der Durcharbeitung der Geschichte auf deren Realisierung in Reinform zu stoßen. Im Gegenteil: Was er an seinen Beispielen beobachtet, von den chinesischen und mongolischen Großreichsbildungen über die italienischen Seerepubliken Genua und Venedig, das Osmanische und das Spanische Reich, dazu die beiden „seaborn empires“ Portugal und Niederlande, schließlich Frankreich, Großbritannien und die Vereinigten Staaten, sind Hybride, in denen Hegemonialität und Imperialität unterschiedliche und sich immer wieder auch verändernde Mischungsvverhältnisse eingegangen sind. Die Art der Hybridbildung ist zum geringsten Teil die Folge von politischen Entscheidungen, sondern resultiert zumeist aus naturräumlichen Gegebenheiten, etwa dem Unterschied zwischen ei-

ner See- und einer Landmacht, verfügbaren Ressourcen in Verbindung mit Innovationen bei deren Einsatz und schließlich Defiziten und Mängeln, die kompensiert und ausgeglichen werden müssen. So war das unendliche Weideland der Steppe die Grundlage für den kometenhaften Aufstieg des Mongolenreichs, denn es war die Voraussetzung für den Pferdereichtum der Mongolen, den diese in die unwiderstehliche Schlagkraft ihrer Kavallerie übersetzten. Aber diese Schlagkraft konnte sich auch in innermongolischen Rivalitäten erschöpfen, und deswegen kam es zur Weltreichsbildung erst, als Dschingis Khan die mongolischen Stämme einte und ihre Energie nach außen kehrte: Innerhalb eines halben Jahrhunderts eroberten sie das größte Landimperium, das es je gegeben hat. Dessen Ausdehnung vom Chinesischen Meer bis nach Iran und Mitteleuropa dient amerikanischen Politiktheoretikern heute als das Modell eines Konkurrenten, der den Vereinigten Staaten gefährlich werden könnte, weil er an ihre Stelle treten und sie ablösen könnte. Die Botschaft ist klar: China allein wird dazu nicht in der Lage sein. Aber was haben die zeitweilig als grausame Eroberer auftretenden Mongolen an öffentlichen Gütern zur Verfügung ge-

stellt? Die Pax mongolica und der infolgedessen erst mögliche Betrieb der Seidenstraße waren, so Menzel, die Grundlage des ersten wirklichen Weltsystems, in dem es zu einem Austausch zwischen China und Europa kam, nicht nur an Luxusgütern und Kenntnissen, sondern auch an Krankheiten und Seuchen wie der großen Pest in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, der ein Drittel der europäischen Bevölkerung zum Opfer fiel. Die mongolischen Eroberungen schufen, ohne dass sie dies bezweckt hätten, die erste globale Ordnung, und an deren Vorgaben haben sich spätere Ordnungsstifter immer wieder orientiert – auch jene, die weniger mit militärischen als mit kommerziellen Mitteln eine solche Ordnung herstellten. Die Niederländer und in deren Gefolge die Briten schufen ähnlich großräumliche Ordnungen, aber sie taten das mit gänzlich anderen Mitteln als die Mongolen – schon dadurch, dass sie die Verbindungen auf dem Seeweg und nicht auf dem Landweg herstellten. Der Blick auf die Kombination von Ressourcen und Innovationen ermöglicht schließlich die Konstruktion von Zyklen, in denen eine Weltordnungsmacht aufgestiegen ist, den Zenit ihrer Machtentfaltung erreicht, um dann abrupt oder allmählich wieder abzustiegen. Eine Erklärung für den Verlauf dieser Zyklen

sind für Menzel die Ressourcenüberlegenheit und das Innovationspotential in Relation zu den Konkurrenten um die Weltmachtposition. Der allmähliche Niedergang des Britischen Weltreichs und die Übernahme seiner Rolle durch die Vereinigten Staaten in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts sind dafür seit längerem das Paradigma, und Menzel hat die an diesem Beispiel entwickelten Überlegungen auf die Geschichte früherer Weltordnungsmächte übertragen. Ulrich Menzel hat ein großes Buch geschrieben – nicht nur im Hinblick auf seinen Umfang, sondern auch angesichts der Sorgfalt, mit der er das verfügbare Material zur Geschichte der großen Militär- und Handelsmächte durchgearbeitet hat. Zumindest im deutschsprachigen Bereich wird es lange dauern, bis eine Studie zur Weltgeschichte und ihren Ordnungsformen wieder an diese Arbeit heranreicht. HERFRIED MÜNKLER



Ulrich Menzel: „Die Ordnung der Welt“. Imperium und Hegemonie in der Hierarchie der Staatenwelt.

Suhrkamp Verlag, Berlin 2015. 1129 S., geb., 49,95 €.

Lyrische Dreharbeiten

Notizen des Filmemachers Klaus Wildenhahn

Mit Gedichten hat bei Klaus Wildenhahn alles angefangen. Mit ihnen entflohen er, wie er schreibt, „meiner Enge“ im Nachkriegsdeutschland. 1959 öffneten ihm vierzehn davon den Weg in den Norddeutschen Rundfunk, bei dem er bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1995 an die fünfzig meist lange Dokumentarfilme drehte, die bis heute zum Besten dieser Gattung und des deutschen Fernsehens gehören. Seine Lyrik, die von Anfang an eher den Charakter von Notaten, Vergeisserungen und Beobachtungen hatte, hat er selbst als dilettantisch bezeichnet, eine Auswahl davon aber nun für ein schmales Bändchen mit dem Titel „Abendbier in flacher Gegend“ freigegeben. Sogar während der Dreharbeiten, schreibt die Herausgeberin Eva Orbanz, habe in seinem Jackett stets ein kleiner Notizblock gesteckt, den Wildenhahn in der Pause, beim Bier, auf der Fahrt hervor, als bedurfte er des Wortes für Ausgleich und Distanz. Die Texte des seit kurzem Fünfundachtzigjährigen arbeiten Erinnerungen auf, auch ans Filmemachen. Bittere Sätze, diesmal in Prosa, fallen über die Selbstdisziplinierung, die er sich im Redaktionsgefüge des Senders auferlegte. Gelöster nimmt er hingegen den Leser an den Strand von Ostende mit, wo ihm, offenbar Sommer für Sommer, „Tasse, Bleistift und Papier“ genügen, um den flüchtigen Gedanken, die kurze Beobachtung festzuhalten – Montagetiteln, die kein Film mehr werden müssen. hjr.

Klaus Wildenhahn: „Abendbier in flacher Gegend“. Hrsg. von Eva Orbanz. Verbrecher Verlag, Berlin 2015. 106 S., br., 12,- €.

Musiktipps für einen Nachtflug zum Jupitermond

Popkulturell dick eingepackte Lebensläufe: Eine literarische Playlist des Bachmann-Preisträgers Tex Rubinowitz

Er ist Mitte fünfzig und klingt wie zwanzig – oder so, wie wir mit zwanzig klingen, zumindest diejenigen von uns, die meinten, sie wüssten, wo es langgeht, und das besser als alle anderen. Der Zeichner, Musiker und Schriftsteller Tex Rubinowitz gewann im vergangenen Jahr den Ingeborg-Bachmann-Preis mit einem Text, der genau diesen postpubertären, präpotenten Sound hat, in dem selbst, nein, gerade jede Peinlichkeit mit dem Pomp eines selbstironischen und schier popikonischen Tuschs daherkommt. Nun hat der Preisträger aus der flotten Kurzprosa ein flottes Buch von zweihundertvierzig Seiten gemacht. Dass es „Irma“ heißt, nach der Freundin, die der Ich-Erzähler vor dreißig Jahren für ein paar Monate hatte, ist der Tatsache geschuldet, dass das Buch mit den Irma-Passagen beginnt – jenen Passagen also, die 2014 die Bachmann-Jury in der dritten Stichwahl überzeugten. Im Grunde aber geht es in „Irma“ weniger um Irma oder die Liebe als um einen intellektuell und popkulturell dick abgefedernten Schweinsgalopp durch eine Jugend in Lüneburg in den Siebzigern, ein Nicht-Studium in Hamburg, einen Wehrdienst auf Sylt und ein Leben in Wien (ab 1984). Also vulgo um einen Entwicklungsroman, der satt autobiographisch grundiert ist. Schließlich ist der 1961 geborene Dirk Wesenberg – wie Rubinowitz mit bürgerlichem Namen heißt – einen ziemlich ähnlichen Weg gegangen wie sein Künstlerkollege Tex: Schulabbruch 1978, Gelegenheitsjobs, etwa als Joghurtabfüller (für „Lünebest Spezialjoghurt“), und Gelegenheitslieben ohne viel Sex; Überlebenskünstlereien da und dort und Dienst als Bundeswehr-Bremsschirmpacker für „Phantom“-Flugzeuge; endlich eine Existenz als Zeichner, Musiker, Car-



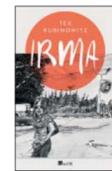
Zwischen Logorrhö und Sprachzweifel: Tex Rubinowitz

Foto imago

toonist und Schriftsteller in Wien. Diesen Lebenslauf dekliniert Rubinowitz mit Witz und in einem weiten Pop-Referenzrahmen durch – als beschwingt-beschwipptes Plauderstück, samt Songliste im Anhang. „Ich hatte schon immer geschrieben ... ich habe Listen geschrieben, all die Dinge, die ich zum ersten Mal gemacht habe, aufgelistet, jeden Tag macht man ja irgendetwas neu ... natürlich auch Listen von Musiktiteln, solches Zeug, was Nick Hornby später ja auch gemacht hat, den ich aber damals noch nicht kannte. Tut das nicht jeder? Die fünf besten Buddy-Holly-Titel, die man auf einem Nachtflug zum Jupitermond lo mitnehmen und hören würde: 1. Ummm, Oh Yeah (Dearest) 2. Words of Love 3.

Brown Eyed Handsome Man 4. Rave On 5. Let Her Go Into The Darkness. Elvis Presley habe ich noch nie verstanden. Man kann doch mit Buddy Holly und auch mit Roy Orbison viel größere Wirkung an Wildheit, an samtpfötiger Subversion und an Pathos erzielen als mit allem, was der feiste King je von sich gegeben hat.“ So sprudelt und sprudelt das weiter und immer weiter, kommt vom Stöckchen aufs Hölzchen und auf die fetten Baumstämme, die Daseinsfragen. Das Buch ist selbst wie eine einzige lange Liste: Irgendwie gehört alles zusammen, ist aber halt doch auch heterogen, assoziativ, mäandern. Es kommt mal großspurig, dann wieder mit angesagtem Understatement daher, ist logorrhöisch und zu-

gleich sprachzweifelrisch. Und wir mäandern befügelt mit, weil das Ganze so raffiniert einfach gefasst ist; und weil Rubinowitz so frei heraus die Besserwisserkeule schwingt, dass wir vor so viel Musikgeschmack und Kunstkönnerschaft schlicht alle Waffen der Kritik strecken müssen. Dass der Erzähler dem Leser zum Finale noch einmal eine lange Nase dreht und dem Lektor die Verantwortung für den kompletten Text zuschiebt, versteht sich bei so einer Prosa-Anlage von selbst. „SDGA: Sich den Gegebenheiten anpassen“ – das ist das erklärte Motto des Autors und seines Erzählers. Und beim Lesen wird es unseres: Wir nehmen jede Schelmerei und jede Schwermütigkeit locker mit. Tex Rubinowitz fragt: „Wie frei bin ich?“, oder er resümiert: „Das bin nicht ich, der da spricht, es ist immer nur ein Echo, das ich produziere ... ich schreibe auf Wirkung, und ja, warum soll ich meinen Lektor nicht machen lassen? ... Bin das ich im Spiegel, oder ist das nur eine periodische Knotenkonfiguration?“ Man wähnt sich in einem Germanistikseminar in den Neunzigern, nur ist der Ton lustiger. Literarisch ist dergleichen nicht wahnhaftig aufregend. Aber so viel Nostalgie mit so viel Esprit so ordentlich in eine Art ironiegetränkten Joghurt abzufüllen, das muss dem Autor erst mal einer nachmachen. ALEXANDRA KEDVES



Tex Rubinowitz: „Irma“.

Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2015. 239 S., geb., 18,95 €.

E-Books sind nun einmal keine Bücher

Dass ein Buch mit dem Titel „Bücher – Vom Papyrus zum E-Book“ durchaus nicht mit dem Papyrus beginnt, sondern mit einem Kapitel zu paläolithischen Höhlenmalereien, ist ungewöhnlich. Aber bereits in einem vor kurzem erschienenen Essay (F.A.Z. vom 22. Januar), der auf eine harsche Kritik am digitalisierten Buch hinauslief, hatte Uwe Jochum einen so weiten Anlauf genommen. Dazu musste der Konstanzer Bibliothekar seinen mediengeschichtlichen Parcours von den „Wandmedien“ – das meint abstrakte, an protoschriftliche Notationen gemahnende Höhlenmalereien – bis zu den „Digitalia“ freilich ziemlich rasant absolvieren. Nun kann man ihn in einer ausführlicheren Darstellung nachlesen, die allerdings immer noch recht schlank bleibt und auch mit einer exzellenten Bildausstattung aufwartet. Entscheidende Etappen in der Entwicklung der „Handmedien“ – worunter die Schriftrollen, alten Codizes und schließlich die modernen Bücher fallen – werden dabei vor Augen geführt. Verwundert ist man kaum, dass dieser Autor auf die in Klöstern sich herausbildende Lesekultur, auf die meditative Versenkung, die einen Innenraum des Subjekts eröffnet habe, nicht nur einmal zurückkommt. Sie ist Auftakt und Kontrast für seine Skizze der Geschichte des Buches in den Zeitaltern immer größer und kostengünstiger herzustellender Auflagen. Und zuletzt dräut natürlich auch hier der E-Book-Reader als Verfallsform einer Kultur, welcher der Autor mit diesem schön gestalteten Band bespringt. hmy

Uwe Jochum: „Bücher“. Vom Papyrus zum E-Book. Philipp von Zabern Verlag, Darmstadt 2015. 160 S., Abb., 39,95 €.

Putzen hilft dem Denken auf die Sprünge

Was tun wir, wenn wir mit dem Spülschwamm die Arbeitsplatte der Küche in konzentrischen Kreisen abwischen oder wenn wir mit dem Staubsauger Muster in den Teppich zaubern? Wir gehen keineswegs einer langweiligen oder sinnlosen Betätigung nach, sondern einer kreativen: Denn Putzen ergänzt unsere Arbeitstage, die wir vor Bildschirmen zubringen, indem es der Hand wieder zu ihrem Recht verhilft und so dem Hirn Gelegenheit zum Abschalten verschafft. Die finnische Kulturmanagerin Maria Antas, Jahrgang 1964, geht dem Thema in einem sehr persönlich gehaltenen Tagebuch nach, das der Materialkunde (gehäkelte Spüllappen!) ebenso nahegeht, wie es Erkenntnissen der Soziologie, Kulturanthropologie und Hirnforschung nachspürt. Die Abstecker in die finnische Sozialgeschichte sind für deutsche Leser wenig aufschlussreich, eher schon die Frage, wer zu Hause putzt und welchen Sprengstoff diese Frage innerfamiliär birgt. Am sechszwanzigsten und letzten Tag ihrer Erkundung die stolze Bilanz: „Ich habe eine neues Putzwerkzeug entdeckt: eine Bürste, mit der man die Fugen zwischen den Kacheln reinigen kann.“ Die Illustrationen der vielfach bewährten Kat Menschik verführen dazu, „Wisch und weg“ als Geschenkbuch einzusetzen – wenn man nicht Gefahr liefe, vom Gastgeber als winkender Zaunpfahl missverstanden zu werden. hhm

Maria Antas: „Wisch und weg“. Ein Buch über das Putzen. Aus dem Finnland-schwedischen von Ursel Allenstein. Insel Verlag, Berlin 2015. 172 S., br., 18,- €.

Ein Afrikaner unter deutschen Aufklärern

Im achtzehnten Jahrhundert erlebte der transatlantische Sklavenhandel seinen Höhepunkt. Die Mehrheit der afrikanischen Sklaven wurde in die Amerikas verschleppt, um auf den dortigen Plantagen zu schuften. Anton Wilhelm Amo, um 1700 an der damaligen „Goldküste“ in Westafrika, dem heutigen Ghana, geboren, ereilte hingegen ein anderes, höchst ungewöhnliches Schicksal. Holländische Sklavenhändler brachten Amo als kleinen Jungen nach Europa und überreichten ihn dem Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel im Namen der West-Indischen Kompanie als „Geschenk“. Am Wolfenbütteler Hof wurde er zunächst als Diener zu einem exotischen höfischen Statussymbol. Doch Amo erhielt eine sehr gute Ausbildung. Er wurde für seine Herren, schreibt Ottmar Ette, „zum Versuchsobjekt, an dem die Bildungsfähigkeit ‚des‘ Afrikaners erprobt werden sollte“. Dadurch bot sich Amo die Chance, „dem Dunstkreis seiner unausgesprochenen Sklavenschaft zu entkommen“. Er wusste sie zu nutzen. Der in Potsdam lehrende Romanist Ette, exzellenter Kenner des Werkes Alexander von Humboldts, rekonstruiert kenntnisreich den Lebensweg des einstigen Sklaven und „Hofmohren“, den er als „Philosophen ohne festen Wohnsitz“ charakterisiert. Amo studierte und dozierte in Halle, Wittenberg und Jena und legte wichtige, von zeitgenössischen Aufklärern durchaus beachtete philosophische und rechtswissenschaftliche Schriften vor, die freilich bald in Vergessenheit gerieten. Eine dauerhafte Universitätslaufbahn in Preußen blieb ihm verwehrt. Er kehrte nach Westafrika zurück und verbrachte seine letzten Lebensjahre in einem holländischen Fort. eck.

Ottmar Ette: „Anton Wilhelm Amo“. Philosophieren ohne festen Wohnsitz. Eine Philosophie der Aufklärung zwischen Europa und Afrika. Kulturverlag Kadmos, Berlin 2014. 169 S., br., 14,90 €.